tyrannisches Hausgespenst das junge Glück bedroht. Die mäkelt, tadelt, nörgelt, alles besser weiß und mit ungebetenen Belehrungen und Mahnungen nicht spart. Die, sobald sie einen kleinen, ehelichen Zwist wittert, sich mit der Tochter verbündet, sie bedauert, beklagt und zu Widerstand ermuntert, indem sie Belangloses aufbauscht und Tatsächliches verdreht

Begreiflich, daß eine solche Frau gehaßt und gefürchtet ist. Aber bitte — gibt es sie überhaupt? . . . Kennen Sie einen solchen Ausbund an Niedertracht von Angesicht zu Angesicht? . . . Sie überlegen und schütteln den Kopf. Sehen Sie, da haben wir es. Mit der bösen Schwiegermutter ist's wie mit dem Werwolf: jeder hat von ihm gehört, aber keiner ihn gesehen.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß es nur gute Schwiegermütter gibt. Einzelne unangenehme Exemplare finden sich unter Vätern, Müttern, Brüdern, Schwestern, warum also nicht auch unter Schwiegermüttern? Nur die Eine, die durchaus böse Schwiegermutter gibt es nicht; heute weniger denn je. Das schlechthin „Schwiegermütterliche" ist nämlich ganz und gar unmodern, völlig abgesehen davon, daß es am zu bevormundenden Objekt fehlt.

Früher, als das Haus und die Familie den einzigen Wirkungskreis der Frau bildeten, als die Tochter unter der strengen Obhut der Mutter und ihrem Willen untertan, heranwuchs, war es begreiflich, daß diese ihre Rechte auch auf die Verheiratete auszudehnen versuchte, und sich verpflichtet glaubte, ihre Autorität und Lebenserfahrung im neugegründeten Haushalt und in der jungen Ehe zur Geltung zu bringen Sah sie doch in der Tochter das Kind, das vor Schaden behütet, vor Unrecht bewahrt werden mußte, weil es ach so weltfremd und unerfahren das Vaterhaus verließ.

Heute ist das junge Mädchen, früh auf eigene Füße gestellt und dem häuslichen Kreis entrückt, seiner Mutter an Selbständigkeit und Lebenskenntnis vielfach überlegen. Es weiß genau, was es will und richtet sich sein Dasein nach eigenem Gutdünken ein. Die Mutter wird, sofern sie mit der Zeit Schritt hielt, als Freundin gewertet, deren Rat man anhört und falls man ihn als richtig erkennt, auch befolgt. Blieb diese zurück, hat ihr Blick sich nicht geweitet und neuen Gesellschafts- und Wirtschaftsformen erschlossen, gilt ihr Wort bei der Tochter überhaupt kaum mehr.

Aber nicht nur die Einstellung der Töchter ist eine andere geworden; auch die Mütter haben sich gewandelt. Die moderne Frau in reifen Jahren lebt heute ein so vielfältig reiches Leben, ist mit eigenen Pflichten und Interessen so ausgefüllt, daß sie kaum Zeit und Lust hat, ungefragt in den Kochtopf der Tochter zu gucken. Rat zu spenden, der nicht erbeten wurde. Auch ist sie sich des Rechts auf Selbstentfaltung und Bestimmung der Frau viel zu sehr bewußt, um Vorsehung spielen oder Beeinflussung üben zu wollen. Und die Mütter von gestern und vorgestern resignieren, seufzend zwar und ein wenig ungehalten, aber doch auch durchdrungen von der Erkenntnis, daß ein neues Geschlecht heranwuchs, das sich sein Glück selbst zu zimmern begehrt.

Tagore über die Liebe

Der Schriftsteller Dilip Kumar Roy berichtete kürzlich über ein Gespräch mit dem indischen Dichter und Philosophen Rabindranath Tagore, das sich mit der Seele der Frau, besonders in ihrem Verhältnis zu dem Manne ihrer Liebe, beschäftigte. Nach Tagore ist eine Frau, wenn sie liebt, ganz von ihrem Gefühl erfüllt. Mit allen Fasern ihres Seins klammert sie sich an ihre Liebe. Wenn ihr Lebenspfad sich teilt, kann sie alles, was ihr bis dahin teuer war, aufgeben, um dem von der Liebe vorgezeichneten Wege bis ans Ende zu folgen. Sie wird es ohne Zögern und Bedauern tun, selbst wenn die Gesellschaft sie deshalb in Acht und Bann erklärt und diese Verfemung erbarmungslos auch auf dem Manne erstreckt. Nur eins kann sie zur Reue und zur Umkehr veranlassen: wenn die Liebe des Mannes erkaltet. Wäre ein solcher Mann nun kein Verbrecher? Nein, sagt der Dichter, denn die Naturen von Mann und Frau sind zu sehr verschieden! Die Seele des Mannes kann niemals restlos von der Liebe ausgefüllt werden. Nur Blinde oder Prahlhänse können dies behaupten. Der ernste Mann, der sich von der Liebe bewegen ließ, auf sein Werk, auf seine Lebensaufgabe zu verzichten, wird bald seines Irrtums inne werden: auf die Dauer kann die Liebe ihm keinen vollgültigen Ersatz bieten. Solche Männer aber, die ganz in ihrer Liebe aufgehen, die es niemals bereuen, alle ihre

Frauenwunder

Neige dein Ohr, und horch in dich hinein . . .
Es tobt die Welt, es flammt der Wetterschein,
Und über unsre Schultern geht ein Schaudern.
Horch, horch in dich hinein . . . Es schweigt der Schmerz,
Ein Brunnen rauscht — es ist dein eigen Herz
Und füllt dich ganz mit seinem süßen Plaudern.
Ein Liedklang webt — ein Kinderlachen schallt,
Und du bist jung, und nur die Welt ist alt.

Rudolf Herzog.

Pflichten und Verantwortlichkeiten wegen eines einzigen lebenden Wesens von sich geworfen zu haben, sind in Wahrheit — weibliche Naturen. Der Mann bleibt stets Forscher und Sucher nach dem Unendlichen, nach Gott, nach der Erlösung oder irgend einem erstrebenswerten Ideal. Keine noch so beglückende Erfahrung kann ihn befriedigen, wenn sie seinen Schritt in Fesseln schlägt, wenn sie ihn am Untertauchen im Unendlichen hindert. Ein solches Wissen, eine Erfahrung von überwältigendem Ausmaß und Glanz kann auch die Liebe sein, aber nur, wenn sie seinen Forschertrieb nicht hemmt. Die Natur des Mannes läßt sich nicht vergewaltigen, sonst rächt sie sich unfehlbar an ihm. Man kann ihn mit einem Baum vergleichen, der Ausdehnung braucht, eine Mannigfaltigkeit von Boden und Luft und Regen. Wenn ihm die Wurzeln abgerissen werden, bleibt ihm nur ein qualvoller Tod. Die Frau dagegen gleicht einem zarten Schlinggewächs, das seine Erfüllung in der Umarmung des Baumes sieht und das schon in der bloßen Umschlingung aufblüht.

Internationale Haarmodenschau in Hamburg

Von Bertha Witt.

In Hamburg fand kürzlich, veranstaltet von der Akademie Hamburger Damenfriseure. eine Friseurschau statt, und zwar die größte, die wohl bisher in Deutschland zu sehen war, verbunden mit der üblichen Fachmustermesse und anschließendem internationalen Preis-Frisieren Was die nicht fachlich, wohl aber sachlich beteiligte Allgemeinheit, also insbesondere das auf das Gesetz der Haarmode blickende Damenpublikum daran vor allem interessieren dürfte, ist die Frage: „Zopf oder Bubikopf?" — oder ausführlicher ausgedrückt: beabsichtigt die Diktatur der Mode die oft prophezeite und von den zaghaften, unentschlossenen Frauen gefürchtete Schwenkung zugunsten der langhaarigen Mode vorzunehmen, in deren Erwartung so manche Vorsichtige bisher doch lieber den Zopf noch nicht opfern wollte, und wird er, der so oft schon totgesagte, aber für manchen, und also in diesem Falle „falschen" Propheten erstaunlich langlebige Bubikopf nun doch wohl endlich, endlich daran glauben müssen, um dann die entzopfte Weiblichkeit, da sie dann wirklich den Schaden hat, auch dem Spott der Vorsichtigen und dem Triumphgeheul der Gegner auszuliefern? — Gemach! — die Frau, die ihn sich wohl oftmals nicht kampflos erobert hat, wird ihn sich je mehr sie seine Vorzüge der Kleidsamkeit und Bequemlichkeit zu schätzen gelernt hat, so leicht nicht, auch auf einensondierenden Anhieb der Mode hin, wieder nehmen lassen. Und das wissen auch die Herren der Modeschöpfung recht gut. Die Hamburger Ausstellung zeigte denn auch, daß wir noch weit entfernt sind, die Zopffrisur als Modedrohung fürchten zu müssen, — kurz, der Bubikopf herrscht na ähnlich vor und wird gemäß der Einstimmigkeit der vertretenen europäischen Haardiktatoren auch weiter herrschen. Die Ergebnisse der reichhaltigen Schau und des Frisurenwettbewerbs zeigten in allen entsprechenden Aufmachungen, in Tagesfrisuren sowohl wie Abendfrisuren, daß der Bubikopf so salonfähig ist wie je und sich demgemäß trotz der aus gegnerischem Lager ertönenden Unkenrufe über sein unverkennbar herannahendes baldiges Ende auch weiterhin vorläufig siegreich behaupten wird.

Einige weniger bekannte Apfelgerichte

1. Aepfel mit Speck. Die Aepfel, von möglichst edlen Sorten, werden gewaschen, oder die Schale mit einem sauberen Tuch abgewischt, jedoch nicht geschält. Dann schneidet man sie mit der Schale in Stücke, entfernt ihr Kernhaus und Stiele. In einem Eierkuchentiegel läßt man nun ein Stück Butter nur zergehen, fügt ein paar Zitronenscheiben hinzu (nicht zuviel!) legt die Aepfel nebeneinander hinein und stellt sie in die Bratröhre. — Dann schneidet man geräucherten Speck in Streifen oder Würfelchen, tut diesen zu den schmorenden Aepfeln, aber nicht zu zeitig — denn der Speck soll hell bleiben, nicht bräunlich werden. Sowie die Aepfelstücke etwas weich geworden sind (sie dürfen durchaus nicht breiig werden) richtet man, gewöhnlich im gleichen Tiegel aus Nickel oder Aluminium die Aepfel an. Man reicht gestrichene oder ungestrichene Milchbrötchen oder Semmeln dazu. Dies ist mit Braten oder sonstigem Aufschnitt ein prächtiges Abendessen.

2. Ostpreußische Bratäpfel. Die Aepfel werden nicht, wie sonst üblich, nur in die Röhre gelegt, sondern abgewaschen oder nur abgerieben und mit der Schale, noch naß, in einen tiefen Tiegel gelegt und dick mit Zucker bestreut. Man sucht mittelgroße, möglichst egale Aepfel aus und läßt diese nun so lange schmoren, bis sie gar sind. Auch gießt man meistens noch etwa ¼ Tasse Wasser vorher extra in den Tiegel. Es tritt beim Schmoren Apfelsaft hervor, und die Aepfel sehen etwas runzelig aus. Sie werden nicht warm, sondern kalt gegessen, wobei sich Apfelsaft und Wasser zu einem feinen Gelee verdichtet hat. Natürlich kann man auch jeden der so bereiteten Aepfel mit der ihn umgebenden Gelee-Masse auf einem Porzellan-Gefäß anrichten, was in Ostpreußen wenigstens geschieht. Die Schlesier bringen die Aepfel in dem tiefen Tiegel zur Tafel, in dem sie bereitet sind.

3. Gefüllte Aepfel. Man schält die Aepfel und sticht mit dem Apfel-Bohrer das Kernhaus heraus. In die entstehende röhrenförmige Höhlung füllt man gehackte Mandeln oder Haselnüsse und gebrühte Sultaninen oder Korinthen — oder auch Marmelade oder Gelee, Zitronen — oder Vanille-Zucker und dergl. Verschiedene Füllungen machen sich hier besonders gut. Auch diese Aepfel besprengt man mit halb Wein, halb Wasser und schmort sie im offenen Tiegel — nach Wunsch unter Beifügung eines Stückchen Butter, gar. Sie werden warm noch lieber kalt serviert.

Lonny von Bülow.

Aus dem Engen und Weiten

Französische Raucherinnen.

In Paris wurde kürzlich eine Raucher-Akademie gegründet, der auch eine Frau Colette Yver beigetreten ist Diese Dame gehört zu den — auch in Deutschland nicht mehr seltenen — leidenschaftlichen Zigaretten-Raucherinnen. Sie bedauert lebhaft, daß die gute alte Zeit verschwunden ist, wo in der Bretagne viele alte Frauen die Pfeife rauchten. Diese Art sei selten geworden. Man müsse schon bis zum Senegal nach Afrika reisen, um solche Frauen anzutreffen. Die schwarzen Damen ziehen dort mit wahrer Erbitterung an den langen, auf die Erde gestellten Pfeifen und stoßen mächtige Dampfwolken aus. Diese Aeußerung der Raucher-Akademikerin hat eine Französin aus Seine-et-Marne auf den Plan gerufen. Sie schreibt ihrer Zeitung, daß sie seit 15 Jahren nicht einen Tag ihrer Pfeife untreu gewesen sei sie rauche täglich regelmäßig ein Paket Tabak. — Auch die eifrigste Frauenrechtlerin wird nicht zu behaupten wagen, daß die weibliche Schönheit und Gesundheit durch das Rauchen verbessert wird.

Anschauungsunterricht bei den Kleinsten der Kleinen.

Die Sinnesorgane des Kindes werden geschärft und zu exakten Funktionen erzogen, wenn man die Kleinen früh daran gewöhnt, den Dingen ihrer Umgebung genaue Beachtung zu schenken. Blumen, Bäume, Tiere und Wolken, wie sie am Himmel ziehen, der Wind, wie er die Wipfel der Bäume bewegt und in den Telegraphendrähten singt, das alles sind Naturerscheinungen, die zu Beobachtungen anreizen und das Unterscheidungsvermögen üben, Eltern sollen sich diese Gelegenheiten nicht entgehen lassen, um ihre Kinder sehen und hören, d. h. scharf beobachten zu lehren. Es ist im Leben für jeden Menschen von großer Wichtigkeit, wenn er gut beobachten kann.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 44 Altena, den 2. November 1927

Die Dame im Flugzeug

Von Hedwig Lothringer-Berlin.

Die erste wagemutige Berlinerin, die sich vor nunmehr rund neunzig Jahren in ihre Sommerfrische nach Potsdam per Eisenbahn begab, ist sicher von ihren Bekannten mit den gleichen respektvoll erstaunten Blicken betrachtet worden, wie ich, als ich im Gespräch mit gespielter Selbstverständlichkeit erwähnte, daß ich meine diesjährige Ferienreise, die mich an die entlegensten Orte führte, im Flugzeug unternommen habe.

Alles wiederholt sich im Leben — vielleicht waren es die nämlichen Fragen, die auf die Pionierin im Reifrock einstürmten, wie die, die an mich gestellt werden und die fast ausnahmslos mit den Worten beginnen: „Hatten Sie denn keine Angst? Ist Ihnen nicht schwindlig geworden?" und schließlich mit der weiblichsten aller Fragen endeten: „Was trägt man dazu?"

Wie sich die kühne Urgroßmutter aus der Affäre gezogen hat, ahne ich nicht. Vielleicht hat sie die gleichen Worte gebraucht wie ich, hat von einem „unerhörten Eindruck" gesprochen, von dem „Verkehrsmittel der Zukunft", das sich bereinst die Welt erobern würde. Daß es dem Tempo einer schnellebigen Zeit schon nach einem knappen Jahrhundert nicht mehr genügen würde, wie konnte sie es ahnen, und was wissen wir davon, ob nicht in abermals neunzig Jahren unsere Enkel mit lächelnder Geringschätzung auf die Verkehrsverhältnisse von 1927 herabblicken werden. Wie dem auch sei: Vorläufig scheint eine längere Reise im Flugzeug für eine Dame noch nicht alltäglich zu sein und ich bin daher gern bereit, die an mich gestellten Fragen öffentlich zu beantworten.

Also zunächst: Liegt irgendeine Veranlassung vor, sich zu ängstigen? Nein, nicht die allermindeste. Die Statistik der letzten Zeit beweist, daß der Prozentsatz der Flugzeugunfälle weit geringer ist als der bei allen anderen Verkehrsmitteln, und es gehört auf jeden Fall mehr Mut dazu, mit einem befreundeten Herrenfahrer, der vor acht Tagen seine Chauffeurprüfung abgelegt hat, über die Avus zu sausen, als sich der Führung der beiden erprobten Piloten, meist ehemaligen Fliegeroffizieren, anzuvertrauen, die das Flugzeug lenken. Beruhigender jedoch als alle Argumente wirkt die Sachlichkeit, mit der sich Abreise und Ankunft auf dem Flugplatz der LuftHansa in Tempelhof abspielen. Fahrkarten werden kontrolliert, man wird gewogen, Gepäck verladen, die Mitreisenden, in den allermeisten Fällen Herren, die sich auf Geschäftsreisen befinden, nehmen mit der gleichen Selbstverständlichkeit ihre Plätze ein, mit der sie es im D-Zug zu tun pflegen. Der eine macht sich Notizen, der andere liest die Morgenblätter, Engländer blättern in ihren Magazins und Tauchnitz-Romanen.

Den Hut hat man ins Gepäcknetz gelegt: Ueber das Oeffnen resp. Schließen der Fenster verständigt man sich mit den gleichen Worten wie im Eisenbahn-Abteil und ehe man es sich versieht, schwebt man bereits in den Lüften. Man lehnt sich in den bequemen Ledersessel zurück und sieht die Häuser von Berlin unter sich fort gleiten. Das Geräusch der Motoren (die meisten Flugzeuge der Luft-Hansa besitzen aus Gründen der größeren Sicherheit deren drei) ist etwas störend. Daher besorge man sich vorher aus der Apotheke sogenanntes Ohrenwachs oder benütze Watte, die in geschlossenen Papiertütchen auf jedem Platz liegt. — Apropos Tüten, es gibt noch andere Tüten hier, sie befinden sich in der Ledertasche an der Rückwand des Sitzes: „Für Luftkranke" lautet ihr ominöser Aufdruck. Mißtrauisch und wenig angenehm berührt betrachtet der Neuling diese Opferstätte des Luftgottes. Man hatte daheim gut gefrühstückt, Kaffee, Brot, Butter, Schinken, hat sich nicht beeinflussen lassen durch Ratschläge, die vorheriges Fasten anempfohlen.

An die Mütter

Ihr Mütter, denen Gott es vorbehalten,
zu bergen in der Liebe heil'gem Schoße
den zarten Keim, aus dem der Zukunft Lose
wie Blüten aus den Knospen sich entfalten:

wahrt eure Kleinen vor des Sturms Getose,
und laßt sie nicht im Frost der Welt erkalten
und hegt und pfleget sie mit treuem Walten,
mit strenger Zucht und liebendem Gekose;

und lehrt sie mit den Händen Gutes schaffen,
und rüstet aus sie mit des Geistes Waffen
und macht sie stark, das Unrecht zu bekämpfen;

und lehrt ihr Herz zum ew'gen Vater beten,
und weckt in ihm den edelsten der Triebe,
zum deutschen Vaterland die deutsche Liebe.

Julius Sturm.

Nun harrt man der Dinge, die da kommen werden. Aber siehe da — es kommt nichts. Es ist windstill, der Himmel etwas bedeckt. „Bestes Flugwetter" hat der Pilot gesagt. Gleich einem Schiff auf spiegelglattem Meer gleitet das Flugzeug dahin. Freilich gibt es Tage, an denen es „böig" ist, dann werden die pergamentenen Tüten wohl bei allen denen, die auf einer bewegten Meeresfahrt nicht standhalten, in Aktion treten. Daher ist der einzige Ratschlag, den ich in puncto Toilette geben kann, der: Wählen Sie für Ihre Reisekleidung keine zu empfindliche Farben.

Im übrigen kann man tragen, was man will Diejenigen, die Ihnen erzählen, daß Sie unbedingt Ihren Pelzmantel anziehen müssen, weil es „oben" empfindlich kalt sei, reden den gleichen Unsinn wie die, die von der unerträglichen Stickluft fabeln. Die Temperatur ist eine durchaus normale und im modernen, etwas sportlich betonten Straßenkleid mit dem üblichen Filzhut ist die Dame durchaus richtig angezogen.

Eine fliegende Frau ist heute noch immerhin eine gewisse Seltenheit und wird von ihren Reisegenossen mit weit größerer Aufmerksamkeit betrachtet als in der Eisenbahn. Das Abenteuer im Coupé kommt nur noch in Romanen oder in Lustspielen vor. Tatsächlich tritt die Dame der guten Gesellschaft gerade auf der Reise mit besonderer Zurückhaltung auf und vermeidet es, Bekanntschaften anzuknüpfen. Im Flugzeug sind die Begleitumstände jedoch noch so neuartig, daß sie eine ungewöhnliche Art des Kennenlernens durchaus rechtfertigen. Daher sei all den Fliegerinnen in spe, die nicht abgeneigt sind, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, empfohlen, sich einen Flugzeugdreß anzuschaffen, der so kleidsam wie möglich ist.

Wie sollen Kinder essen?

„Also, Sie brauchen sich gar keine Sorge zu machen, gnädige Frau, der Junge ist organisch vollkommen gesund."

„Aber, wie sieht er aus, Herr Doktor, so blaß und vor allem so schrecklich dünn! Wenn ich andere Kinder dagegen ansehe . . ."

„Was das blasse Aussehen betrifft, so muß ich Ihnen sagen, daß viel zuviel Wert auf die Gesichtsfarbe bei Kindern gelegt wird. Ein blasses Kind kann vollkommen gesund sein, während wir Aerzte gerade am besten wissen, daß umgekehrt ein rotbäckiges oder frisches Gesicht keine Garantie dafür bietet, daß ein verborgener Krankheitskeim im Körper schlummert. Es ist — wenn wir mal so sagen wollen — mehr ein Schönheitsfehler, auch das mit dem mageren Körper. Sicherlich ist es aber im Falle einer Krankheit immer gut, wenn der Körper „zuzusetzen" hat."

„Aber ich schaffe doch nichts bei dem Kind! Er ißt gut, auch eigentlich gar nicht mal wenig; vor allem bekommt er nur das Beste, viel reine Butter, er müßte eigentlich bei der Kost dicker sein."

„Wie ißt er denn, gnädige Frau?"

„Ich verstehe nicht, Sie meinen . . ."

„Ich meine, wie er ißt! Es kommt nämlich viel mehr darauf an, wie wir essen, als was wir essen! Ich meine, ißt der Junge langsam, wie es Kinder meist zu tun pflegen?"

„Aber gar nicht, Herr Doktor, er ißt mit Appetit und schnell. Im Gegensatz zu seinem etwas jüngeren Bruder, der beinahe einschläft und den man ewig antreiben muß."

„Wie sieht denn dieser jüngere Bruder aus, wenn ich fragen darf, auch so spitz?"

„Im Gegenteil, dick und rund, Herr Doktor!"

„Sehen Sie, da haben wir's schon, gnädige Frau! Ich sagte Ihnen, es kommt weit mehr darauf an, wie wir essen! Also der kleine Windhund hier schlingt alles herunter, und — selbstverständlich kann das ja gar nicht ausgenützt werden vom Körper, was in so wenig vorbereiteter Form ihm zugeführt wird. Und der andere, der Wiederkäuer, wie wir ihn mal nennen wollen, verarbeitet das Wenige zehnmal so gut."

„Aber das kann doch nicht gesund sein, wenn immer alles halt genossen wird, kalte Kartoffeln sind doch schädlich für einen Kindermagen!"

„Wer sagt uns, daß kaltes Essen ungesund ist? Unser Körper ist leider durch jahrhundertelange Ueberkultur vom rechten Wege abgekommen, gerade in Bezug auf unsere Kost gilt das. Und — Sie sehen doch, wie gut es Ihrem anderen Jungen bekommt, dieses langsame Essen, daß ihm nicht einmal das Erkältetsein etwas schadet!"

„Ich war bisher immer verärgert über diese Trödelei und freute mich über den anderen!"

„Das tun fast alle Mütter, treiben ihre Kinder an zum schnellsten Essen, ohne zu wissen, wie unrecht sie damit haben! Im Gegenteil, man sollte seine Kinder systematisch zum langsamen Essen gewöhnen, dann würde man manches Wunder an ihnen erleben! Und dann — nicht immer „das Beste", einfache Kost, das „Beste" wird ja gar nicht einmal immer vertragen, überlastet den Magen und schädigt ihn so. Viele Mütter denken, wenn sie ihre Kinder mit Butter, Eiern, Schinken, und so weiter „mästen", müssen sie gedeihen! Das Gegenteil ist richtig! Nicht zuviel, nicht zu gute Kost, aber dieses wenige und einfache richtig genossen! Sehen Sie sich doch einmal um; was gibt es für prächtig ernährte Kinder aus der ärmsten Bevölkerung! Sie knabbern oft stundenlang an einem alten Brotkanten herum, der doch wahrhaftig keine besonderen hohen Nährstoffe besitzt. Eier und reichlich Butter gibts bei ihnen gar nicht. Noch nicht mal täglich warme Kost, und — dennoch — man möchte sie eintauschen gegen manches verpäppelte Kind der Reichen!"

„Aber auch unter ihnen gibts Jammergestalten, Herr Doktor!"

„Ganz recht, gnädige Frau, aber dann sind die Gründe hierfür anderswo zu suchen, vielleicht in erblicher Belastung irgendwelcher Art, das haben wir ja hier verhältnismäßig häufig; von der Kost kommts beinahe nie! In diesem Punkte könnten wir lernen von „ihnen!"

„Ich will es versuchen mit dem langsamen Essen!"

„Tun Sie das! Und wenn Sie das erreichen können, daß der Junge so langsam ißt, wie sein Bruder, dann kommen Sie einmal wieder und zeigen ihn mir! Es wird etwas Mühe kosten, denn gerade Kinder, die alles gewissermaßen hinunterschlingen, gewöhnen sich sehr schwer daran, langsam zu essen, wie auch umgekehrt. Aber es gibt da so viele kleine Li-

Der ewige Junggeselle

Skizze von H. Wega

Es war eine Tatsache, mit der sich alle abfinden mußten, die er liebte, oder sagen wir: die ihn liebten. Denn sein Bedürfnis, sich lieben zu lassen, war größer als das, zu lieben: die Tatsache, daß er nicht heiraten konnte. Er war eine weiche, anschmiegsame Natur, von einer Mutter mit hohen Idealen, aber wenig praktischen Lebenszielen erzogen; er hatte es bis zum Kriege noch nicht zu einer festen beruflichen Grundlage gebracht, weil er bald dies, bald das studierte, und stand dem Leben nach Krieg und Gefangenschaft ziemlich hilflos gegenüber. Bei der Mutter, noch weltfremder als er, fand er wenig Unterstützung, und so versuchte er es ein bißchen mit allem, ehe er in den Hafen einer schlechtbezahlten, doch immerhin aussichtsvollen Beamtenstellung einlief.

Ans Heiraten hatte er unter solchen Verhältnissen nie denken können, und wenn wirklich ein Gedanke daran in seinem frohen, zärtlichen Gemüt aufgetaucht war, hatte ihn die Mutter im Keime erstickt. Sie war keine Mutter, die opfern konnte. Sie brauchte den Sohn nach dem Tode des Mannes, brauchte ihn als Ernährer, als treuen Vasallen, als Freund. Ihr lag das Geben nicht, so hatte sie ihn dazu erzogen. Und er gab mit vollen Händen, was sie eigentlich nicht verdiente: Sohnesliebe, Anhänglichkeit, — Geld, Geld. Die Mutter brauchte viel, und er wurde immer anspruchsloser.

Manch Mädchenherz hatte er im Laufe der Jahre gewonnen, auch manches Mädchen geküßt, die es ihm nahelegte, und auf gar zu ehrliche Absichten nicht rechnete. Vom Heiraten sprach er keiner, oder nur im ablehnenden Sinne. Er hätte es mit den Pflichten gegen die Mutter nicht vereinbaren können. Das mußten die Mädchen einsehen. Und wenn sie es nicht einsahen, mußten sie ihn aufgeben oder — schweigen. Sie zogen das letztere vor, denn er war ein Mann, wie man ihn selten findet; in seinem Denken von fast kindlicher Reinheit und von so fröhlicher Gemütsart, daß niemand ihm widerstehen konnte.

Drei Mädchen hatten ihn niemals aufgegeben, auch nicht, als er die vierzig erreichte und sich an seinen Verhältnissen nichts änderte. Das heißt, die eine war einmal vorübergehend verheiratet gewesen, kriegsgetraut, schnell Witwe und dann von neuem seine Freundin geworden. Diese drei hatten sich durch die Jahre nicht abhalten lassen, an ihn zu glauben, und jede ihren persönlichen Grund, der ihre Hoffnungen nährte. Die eine war seine Jugendfreundin und aus sehr guter Familie. Ihr Vater schätzte ihn und hatte ihm auch seine augenblickliche Stellung verschafft. Die zweite hatte einst große Reichtümer besessen und lebte, da sie wohlsituierte Geschwister hatte, auch nach der Inflation auf großem Fuße. Die dritte hatte, wie gesagt, geheiratet, besaß eine schöne Wohnung und war als Frau naturgemäß jünger geblieben als die beiden anderen. Außerdem konnte sie zwangloser mit ihm verkehren.

Wenn dem Manne doch einmal der Gedanke kam, daß sein Verhältnis zur Mutter ein unnatürliches und sie nicht berechtigt sei, ihn ganz für sich zu beschlagnahmen, dann war er in größter Verlegenheit, wenn er ans Heiraten dachte. Gewiß sehnte er sich danach, „Herr im Haus" zu sein. Auch Kinder hatte er gern, sie hingen an ihm, wo er ging und stand. Aber würde er nun die Hedi, die Traute oder die Rita wählen? Die Vorzüge einer jeden lagen klar auf der Hand. Bei Hedi hatte er den guten Familienanschluß, sie würde ihn in Kreise bringen, die ihm bisher verschlossen waren. Traute half ihm ganz insgeheim mit Darlehen ihrer Geschwister aus, die Wünsche der Mutter zu befriedigen, die auf sein Einkommen meist wenig zugeschnitten waren. Rita aber war Hausfrau, brauchte es nicht erst zu lernen, schaltete in ihrem behaglichen Heim mit viel Umsicht, kochte ausgezeichnet und war ihm auch als Mensch am sympathischsten, warm, fröhlich, unkompliziert. Und trotzdem, trotzdem! In solchen Augenblicken segnete er die Tatsache, daß er der Mutter wegen nicht heiraten und somit des Rätsels Lösung nicht finden konnte.

Plötzlich aber starb die Mutter, erst Anfang der Sechzig und immer kerngesund. Seine Freundinnen trauerten nach außen alle drei ehrlich mit ihm, hatten aber bereits, seitdem die Todesanzeige in ihren Händen war, nur den einen jubelnden Gedanken: jetzt ist er frei! Jetzt kann er heiraten! Doch da jede von der Konkurrenz der andern wußte, kam keine reine Freude in ihnen auf. Er würde heiraten, aber wen?

Rita hatte nach Meinung aller die meisten Aussichten. Es heiratet sich leichter in eine bereits vorhandene Häuslichkeit ein, als daß man heutigentags eine schafft. Doch es geschah anfänglich nichts dergleichen. Friedel, wie seine Freundinnen ihn nennen, was auch zu der etwas weiblichen Note in seiner Gemütsart paßt — eigentlich heißt er Fridolin, — schien den Tod der Mutter nicht verwinden und sich, nun ihre gängelnde Hand fehlte, erst gar nicht im Leben zurechtfinden zu können. Er mied die Freundinnen, die ihn gern getröstet hätten.

Was in seinem Innern vorging, war ihm selber nicht ganz klar. Er hätte froh sein müssen, nachdem die erste natürliche Trauer überwunden, daß die Mutter mit all ihren Wünschen und Ansprüchen nicht mehr an ihm hing. Aber er konnte sich nicht freuen. Der Gedanke, keinen Grund mehr zu haben, um eine Ehe hinauszuschieben, war ihm peinlich. Er mußte sich jetzt entscheiden, das sah er selber ein. Aber er konnte es nicht. Da war innerlich nichts, was ihn drängte, zu keiner. Plötzlich sah er ein, daß er zum Junggesellen geboren und daß der bisherige Vorwand mit der Mutter wirklich nur ein — Vorwand war.

Unversehens fiel ihm eines Tages ein Buch in die Hand, von einer kleinen Sekte erzählend, die sich die „Jerusalemsfahrer" nannte. Es wurde ihm nicht schwer, sich in ihre Ideen hineinzufinden. Ein absolut christliches Leben, — gegenseitige Hilfsbereitschaft, — allgemeine Menschenliebe, — allen dienen, nicht einem — ha! Da hatte er es. Die Gemeinschaft verbot das Heiraten. Man hatte kein Recht auf ein Eigenleben. Das war ihm schon von der Mutter eingeimpft. Mit Begeisterung schloß er sich dieser Sekte an. Und nun wurde er auch wieder freier im Umgang mit seinen Freundinnen. Er fühlte sich gefeit wie zu Zeiten der mütterlichen Oberaufsicht.

Doch Rita, als Frau nicht ganz so zur Zurückhaltung gezwungen wie die andern, fragte ihn eines Tages offen:

„Sag mal, Friedel, willst du nicht zu mir ziehen? Du bist so allein jetzt und meine Wohnung ist wirklich zu groß für mich und zu teuer. Ich gehe schon lange mit der Absicht um, zu vermieten."

Friedel blickte sinnend ins Weite. „Es ist bloß", sagte er schließlich zögernd, „wegen der Leute. Hast du nicht Angst um deinen Ruf? Wir sind doch — Freunde!"

Aber Rita lachte. „Freunde, aber beide frei, nicht wahr? Und es gäbe außerdem ein Mittel, allem Gerede die Spitze abzubrechen, findest du nicht, Friedel?"

Sie saß ihm ganz nahe, und ihre weiche, warme Weiblichkeit ließ sehnsüchtige Gefühle in ihm hochsteigen. Aber dann kam wieder die Angst. Wenn er die eine nahm, was sagten die andern? Er riß sich zusammen.

„Du denkst vielleicht ans Heiraten, Rita; aber sieh, das darf heut weniger sein denn je. Ich erzählte dir doch von den Jerusalemsfahrern, wie ihre Lehre mich begeistert. Sie verwerfen die Ehe, weil man sich dadurch der Allgemeinheit entzieht. Siehst du, das gefällt mir, ich habe mich ihnen angeschlossen —"

Er sprach noch lange und mit jener Beredsamkeit, die über echte Gefühle hinwegtäuschen soll. Die Frau aber mit ihren gesunden Sinnen verstand nur das eine und verstand es nicht: daß er nicht Mann sein wollte, daß er sie aufgab, nicht für eine andere, sondern für eine Idee —. Daß sie umsonst auf ihn gewartet hatte, immer umsonst warten würde — — Und ein klein wenig, ein ganz klein wenig verachtete sie ihn.

---

sten für eine Mutter, die zwar etwas Zeit kosten, aber immer Erfolg haben. Vor allem darf das Kind von dem Plan nichts merken!"

„Ich werde ihn durch Unterhaltung so abzulenken suchen, oder — wenn das nicht hilft — ihm auch mal etwas zu lesen geben . . ."

„Von Letzterem rate ich entschieden ab, die Unterhaltung lasse ich gelten. Auch ruhig ein wenig Spaß als bekömmliche Würze dabei, und Sie werden bald das Gewünschte erreicht haben!"

Dr. F. W.

Kostenlose Schönheitsmittel

Schönheitsmittel pflegen oft recht teuer bezahlt zu werden, nicht, weil sie wirklich an sich solche Kostbarkeiten enthielten, sondern vielmehr, weil der Erfolg, den man sich von ihnen verspricht, (und oft genug bleibt er obendrein Illusion), Hand und Börse leichter öffnet. Schließlich — was tut eine Frau nicht alles, um schön zu sein, resp. zu werden!

Es gibt aber auch Schönheitsmittel, die man ohne einen Pfennig Unkosten haben kann und die, obgleich sie nicht mit dem üblichen Trara in die Welt posaunt werden, dennoch von nicht zu unterschätzendem Werte sind.

Eins dieser so harmlos und nichtssagend scheinenden Schönheitsmittel ist der Schlaf. Richtiger gesagt, das richtige Maß an Schlaf. Frauen, die ungenügenden Schlaf haben, altern schnell. Ob physische oder geistige Ueberlastung des Körpers, ein Zuviel prägt sich in den Gesichtszügen aus, sofern ihm nicht immer wieder durch Entspannung Einhalt geboten wird. Es gibt aber Frauen, die viel Schlaf haben und doch schlaffes Aussehen haben. Meist sind es diejenigen, die des Morgens lange Zeit im Bett zubringen, oft sogar, ohne eigentlich richtig zu schlafen, sondern mehr, um zu „ruhen". Richtig ist es, des Mittags eine Stunde wirklich zu schlafen, also ohne ein Buch oder eine Zigarette als Zeitvertreiber. Man kann sich bald dazu zwingen, wie man sich auch zwingen soll, diese Stunde innezuhalten und nicht länger auszudehnen. Nach dieser Stunde Schlaf ein erfrischendes Gesichtsbad ist selbstverständlich Bedingung.

Ein anderes Schönheitsmittel ist, seinen Gesichtszügen eine freundliche Note zu geben, dauernd! Ob man in der Elektrischen fährt, ob man ein Buch liest, wenn man sich zum Nachtschlaf niederlegt, sollte man an freundliche Dinge denken; ein zergrübeltes oder mürrisches Gesicht wirkt, auch wenn es wirklich Pfirsichwangen und Veilchenaugen aufzuweisen hätte, unschön und alt. Ferner sollte man des öfteren am Tage die Fingerspitzen in zimmerkaltes Wasser tauchen und damit leicht das Gesicht nach Art der Leichtmassage überstreichen. Niemals aber unmittelbar vor einem Ausgang bei besonders kalter Luft. Nicht nachtrocknen!

Daß anhaltendes Stehen dem Frauenkörper nicht dienlich ist, ist bekannt. Wenn es also vermieden werden kann, soll man es lassen. Manche Hausarbeit verrichtet man heute aus diesem Grunde schon im Sitzen, während einem das früher lächerlich vorgekommen wäre; man ist aber heute verständiger geworden und legt größeren Wert auf ein gesundes Geschlecht.

Des Abends einen frischen Apfel unmittelbar vor dem Schlafengehen gibt einen ruhigen Schlaf und reguliert die Verdauung; trägt also indirekt auch zur Pflege des Körpers bei.

Daß eine übermäßige oder übermäßig würzige Diät dem Teint schadet, ist bekannt. Ein sonst gesunder Körper wird mit diesen kleinen, unbedeutenden, nichts kostenden Mittelchen mehr erreichen, als mit manchen angepriesenen kosmetischen Präparaten, die nicht selten nach einem anfänglichen sichtbaren Erfolg später Nachwirkungen zeigen, die eine offenbare Schädigung bedeuten. H. K.

Genießt die Gegenwart!

Von Hannelore Greitz.

Wir Menschen sind seltsame Geschöpfe. Wir nützen das Leben oft weit weniger, als wir es könnten und sollten und bringen uns so um ein gut Teil von dem, was man so gemeinhin Glück zu nennen pflegt.

Wir leben — meist zwar unbewußt — viel zu sehr in der Zukunft, bisweilen auch in der Vergangenheit, am seltensten jedoch da, wo wir leben sollten: In der Gegenwart!

Schon in der Jugend fängt es damit an. Und da sind zunächst die Schuldigen die Eltern, oder richtiger die Mutter, in deren Hand ja zumeist die Erziehung der Kinder liegt. In das reine Glück, das ihr durch das Erscheinen solch eines kleinen Erdenbürgers erschlossen wird, tritt schon recht bald ein winziger Schatten. Wenn solch ein Wesen alle zwei Stunden „besorgt" werden muß, oder — wenn es irgend ein Unbehagen äußert, dem man nicht einmal beikommen kann, da man ja nicht ahnt, um was es sich handeln könnte, dann — schweifen wohl die mütterlichen Blicke mit stiller Sehnsucht in die Zukunft: Ach wenn er doch ein Jahr weiter wäre, dann hätte man es doch etwas leichter mit ihm . . . „Laß ihn nur erst aus dem „dummen Vierteljahr" heraus sein, dann ist das Schlimmste vorbei, tröstet der stolze Papa, der freilich nur Theoretiker ist, denn sonst würde er solche traditionelle Weisheit, die praktisch sich nicht einmal bewahrheitet, gar nicht gelten lassen.

Genau so's später: Kommt der Bub ins „gefährliche Alter", wo er alles ihm Erreichbare erwischt und auf seine Weise behandelt, ohne sich die geringsten Skrupeln zu machen, so stößt man wohl mit stiller Wehmut im Herzen den ehrlichen Seufzer aus: Wenn er doch erst zur Schule ginge! Geht er dann glücklich in die Schule, denkt man zurück an die Zeit, wo er einem noch keine Sorgen, wirkliche Sorgen machte, denn die beginnen nun erst!

Doch auch das Kind selbst vertritt unbewußt den gleichen Standpunkt. Der kleine „Gernegroß" steckt in jedem jungen Kinde, er ist angeboren. „Wenn ich erst groß bin! Dann darf ich dies und jenes, dann brauche ich dies und das nicht . . . Die Sehnsucht in die Zukunft ists, hinter der die Gegenwart verblaßt!

Und diese Sehnsucht geht mit uns durchs Leben, läßt uns nicht los, läßt uns nicht zum Auskosten der Gegenwart kommen. Eigentlich lebt jeder von uns nur in der Zukunft. Wir erwarten von ihr alles, weil uns die Gegenwart meist enttäuscht hat. Erst dann erkennen wir, welche Werte sie hatte, wenn sie Vergangenheit für uns geworden ist! Und so sollten wir so ehrlich sein, uns zu sagen: Sie ist doch auch schön, nur wir merken es nicht oder wollen es nicht merken. Wir haben eine Sommerreise vor. Die letzten Wochen und Tage daheim machen wir uns unnötig trübe durch die Ungeduld: Wie werden wir es treffen? Und wären wir doch erst aus der Unruhe der Vorbereitungen heraus und schon dort! Und — sind wir nun da, dann genießen wir vielleicht eine kurze Zeit wirklich die Gegenwart, aber nur zu bald machen sich uns alle möglichen Unbequemlichkeiten bemerkbar, die uns die Freude an dem Aufenthalt nehmen und wir sehnen uns — wieder in die Zukunft: Wären wir doch erst wieder daheim!

Vergangenheit lassen wir recht gern gelten (und sie war doch auch einmal Gegenwart) und die Zukunft erstreben wir; es ist, als ob dieser Fehler uns im Blut läge. Wie oft hören wir Mütter mit größeren Kindern anderen, deren Kinder noch jung sind, klagen: Wie schön, wenn die Kinder noch klein sind, je größer sie sind, je größer die Sorge mit ihnen . . . Unzählige solcher Beispiele könnten angeführt werden, die dafür zeugen, wieviel Schönes Wertvolles wir versäumen, weil wir nicht verstehen, die Gegenwart zu genießen. Nur sehr wenige unter den Menschen leben das Leben so, wie es richtig ist: Leben in der Gegenwart und sind darum, weil sie es so hundertfach auskosten, die Glücklicheren!

Ueber die Behandlung der Wäsche

Selbstverständliche Dinge, die jede Hausfrau wissen sollte.

Von Grete Püschel.

Große Wäsche! Früher löste dieser Begriff einen leisen Schrecken bei den Familienmitgliedern aus, heute ist das dank der Errungenschaften der Technik kaum mehr der Fall. Und — ganz kluge Hausfrauen suchen dem auch heute noch etwas ungemütlichen Wäschetag dadurch zu entgehen, daß sie, wenn das Wirtschaftsgeld es aushält, die Wäsche — ganz einfach aus dem Hause geben; oder — sollten es am Ende die törichten unter den Hausfrauen sein, die diesen Weg wählen? Ist es wirklich mit den paar Mark abgetan, die das Waschen in der Waschanstalt mehr kostet als die Wäsche zu Hause? Oder sollten die unliebsamen Ueberraschungen sich nicht vielmehr erst nach vielen Wochen, dann aber auch totsicher zeigen: Das Schlitzen der Wäschestücke, das unnatürlich schnelle Nachgeben des Gewebes, das wir doch, wenn wir selbst die Wäsche waschen, gar nicht in dem Maße beobachten? Jede Waschanstalt schwört darauf, keinen Chlor zu verwenden, die Wäsche schonend zu behandeln usw. Alles wahr, aber — jede Waschanstalt hat ihre Apparate, die die Hausfrau nicht hat, ob sie nun Triesel oder Presse oder sonstwie heißen, die die Wäsche zwar herrlich glatt machen, sodaß die Hausfrau entzückt ist, wenn sie die großen Bezüge usw. zurückerhält, die aber zugleich mit dieser verführerischen Eigenschaft auch andere, weniger gute besitzen, daß sie die Gewebefäden in einem Maße überspannen, sodaß notwendigerweise eine häufigere Wiederholung dieser Prozedur die übelsten Folgen hat. Sie wird also, wenn nicht andere dringende Gründe sie dazu zwingen, die Wäsche fortzugeben, ihren Stolz darin sehen, sie im Hause waschen zu lassen. Wie geschieht das? — Tags zuvor wird die Wäsche eingeweicht in kaltes Wasser, dem man etwas Kochsalz und Soda zusetzt. Auf einen Eimer voll Wasser etwa ½ Pfund Salz, Soda kann man auch fehlen lassen. Das Wasser muß die Wäsche gut bedekken. Nach 24 Stunden Weichen gibt man die Wäsche ausgewrungen nochmals in klares, kaltes Wasser, wringt sie nochmals aus und tut sie in die fertige Lauge. Woraus diese besteht, d. h. welches Seifenmittel eine Hausfrau wählt, mag ihr überlassen bleiben. Die Lauge wird kalt angesetzt und mit den Wäschestücken langsam zum Kochen gebracht. Ein Zuviel an Wäschestücken ist von Nachteil, wie auch ein richtiges längeres Kochenlassen in der ersten Lauge. Eben zum Kochen gebracht und dann vom Feuer genommen, bietet eine Garantie dafür, daß die Stücke nicht grau werden d. h., daß der Schmutz nicht einkocht. Das erste Mal sehr sorgfältig durchwaschen, dann in die zweite Lauge, die ebenfalls kalt angesetzt wird; Es bewährt sich auch gut die weiße Schmierseife die die Wäsche schön „klar" kocht. Nochmals leicht durchgewaschen, durchgesehen auf etwa noch vorhandene Flecke, kommt die Wäsche ins kalte Spülwasser. Hier mag sie einige Stunden oder gut auch einen halben Tag ruhen, ein sofortiges Spülen und Herausnehmen ist von Nachteil, da unmöglich in wenigen Minuten alle Seifenteile heraus sein können. Ein mindestens einmaliges Wechseln des Spülwassers ist Bedingung. Beim darauffolgenden Auswringen der Wäsche vermeide man bei den etwas altersschwachen Stücken oder bei feineren Geweben ein zu starkes Drehen, sondern drücke die Stücke mehr aus, damit der Faden nicht reißt. Ueber das Blauen der Wäsche gehen die Ansichten auseinander. Ein mäßiges Blauen wird — darüber ist kein Zweifel, — die Wäsche klarer machen und ihr den etwas gelblichen Schein nehmen. Ob die Wäsche gestärkt wird und welche Stücke, mag auch der Entscheidung der Hausfrau überlassen bleiben, denn auch hier gehen die Ansichten sehr auseinander, wenn es sich nicht gerade um „Herrenwäsche" handelt.

Für das Aufhängen empfiehlt sich eine sehr praktische Methode: Die Stücke werden sämtlich doppelt aufgehängt, gerade größere Stücke wie Tischtücher, Bettbezüge usw. verziehen sich nicht so leicht und erleichtern die Arbeit des Legens nachher wesentlich. Wer diese Art des Aufhängens einmal ausprobiert hat, dürfte sie kaum wieder lassen. Wie wichtig es ist, die Stücke in noch wenig feuchtem Zustand abzunehmen, weiß jede Hausfrau. Zu trocken abgenommen, müssen sie später wieder eingesprengt werden, wobei aber niemals ein gleichmäßiges Anfeuchten erreicht werden kann. Nach dem Legen einige Stunden ruhen lassen, aber nur solange, daß sie nicht austrocknet. Dann rollen und plätten. Beim Rollen nicht zuviel hineinlegen, sonst entsteht auch hier das, was wir von der Waschanstaltswäsche her kennen, ein zu straffes Spannen des Gewebes. Daß Sonne und Wind beim Trocknen gut sind, erübrigt sich, zu sagen.

So behandelt, dürfte die Wäsche zur vollen Zufriedenheit der Hausfrau ausfallen und ihr klares Aussehen sie voll entschädigen für die Mühe und Unfreundlichkeit dieses schlimmen Tages.

Glückselig, wessen Arm umspannt, ein Mädchen aus Westfalenland!

Vor etwa 30 Jahren hatte der Arnsberger Regierungsrat Dr. Riemenschneider ein neues Lesebuch für die Volksschulen herausgegeben und darin auch das von Emil Rittershaus verfaßte Westfalenlied aufgenommen. Dem Herausgebr des Lesebuchs gefiel jedoch der letzte Vers des Gedichtes nicht besonders und da er darin eine sittliche Gefährdung der Jugend erblickte, strich er kurzerhand die vierte Strophe. Hiervon hatte nun der Abgeordnete Beumer Kenntnis bekommen und bei Beratung des Kutlusetats ergriff er im preußischen Landtage das Wort zu folgender ergötzlicher Kritik:

„Ich habe mich hier zum Wort gemeldet, um zunächst dem Herrn Minister einen Protest unserer westfälischen Frauen und Mädchen zu überbringen. (Hört! hört!) Dieser Protest bezieht sich auf ein neues Lesebuch, das den Arnsberger Regierungsrat Dr. Riemenschneider zum Verfasser, hat und das im Wege des Monopolzwangs in die sämtlichen Schulen des Regierungsbezirks eingeführt werden soll. In diesem Lesebuch nun findet sich das unübertreffliche Westfalenlied unseres jüngstverstorbenen Emil Rittershaus in der Weise verballhornt, daß die letzte Strophe, die den westfälischen Frauen und Mädchen Lob und Preis darbringt, weggelassen ist. Diese wunderbar schöne Strophe lautet:

„Und unsere Frauen, unsere Mädchen,
Mit Augen blau wie Himmelsgrund,
Sie spinnen nicht die Liebesfädchen,
Zum Scherze für die müß'ge Stund!
Ein frommer Engel Tag und Nacht,
Hält tief in ihrer Seele Wacht.
Und treu in Wonne, treu in Schmerz,
Bleibt bis zum Tod ihr liebend Herz!
Glückselig, wessen Arm umspannt,
Ein Mädchen aus Westfalenland!"

Um in dieser wundervollen Poesie etwas Anstößiges und für die Sittlichkeit unserer Jugend Gefährliches zu wittern, dazu gehört, wie Sie mir zugeben werden, eine Prüderie, die geradezu an Lächerlichkeit grenzt.

Tatsächlich wird denn auch diese Strophe auf allen patriotischen Festen und Familienfeiern, an denen die westfälische Jugend teilnimmt, frisch und fröhlich wie das ganze Westfalenlied gesungen. Und nun kommt ein Schulrat, der natürlich kein Westfale ist, macht sich für diese Strophe sein eigenes Umsturzgesetz zurecht und streicht sie aus Furcht vor der Gefährdung der Sittlichkeit aus. Dagegen protestieren unsere Frauen und Mädchen, und ihr Protest ist so ernst gemeint, daß, wenn der Herr Kultusminister ihm nicht Folge gibt, ich ihm nicht raten möchte, nach Westfalen zu kommen, er könnte dann dort von den Westfälinnen in einer Weise empfangen werden, die ihn auch nicht entfernt an die Verszeile erinnern würde: „Glückselig, wessen Arm umspannt ein Mädchen aus Westfalenland." (Stürmische Heiterkeit.) Unsere westfälischen Frauen und Mädchen dürfen Schutz für übertriebene Prüderie erwarten, und so hoffe ich, daß in einer zweiten Auflage das ganze Westfalenlied erscheinen wird.

Nun werden Sie gewiß glauben, dieses Arnsberger Lesebuch sei vortrefflich. Es tut mir leid, dieser Ansicht entgegen treten zu müssen. Es fällt mir namentlich auf, daß vielfach eine populär sein sollende Sprache in das Lesebuch mit Gewalt eingeführt ist. So heißt es in der Beschreibung des Schweins: „Aus seinem Gesicht blitzt aus den kleinen geschlitzten Augenlidern ein kleines, aber entschlossenes Augenpaar hervor." (Große Heiterkeit.) Das Buch enthält auch noch andere Sünden. Sogar die Verse der „Wacht am Rhein": „Er blickt hinauf in Himmelsblau, wo Heldenväter niederschaun", sind wie folgt geändert: „Auf blickt er, wo der Himmel blaut, wo Vater Hermann niederschaut." (Große Heiterkeit.) Ich kann das nur daraus begreifen, daß der Schulrat mit Hermann dem Cherusker den gleichen Vornamen hat — er heißt auch Hermann. In der für Düsseldorf gedruckten Ausgabe ist Schillers „Glocke" arg verstümmelt. Es findet sich ferner darin die Behauptung, daß das Wuppertal, Elberfeld und Barmen im Ebbegebirge liege. Da kann man nicht mehr sagen: Geographie schwach, sondern: Geographie unter aller Kanone! Ich bitte die Unterrichtsverwaltung, mir darauf zu antworten, ob es in westfälischen Schulen verboten sein soll, zu singen: „Glückselig, wessen Arm umspannt ein Mädchen aus Westfalenland."

Darauf antwortete Geheimrat Vater: In der philiströsen Art, die eine so burschikose urwüchsige Sprache, wie des Rittershausschen Liedes nicht vertragen kann, sehen wir nicht mehr den Höhepunkt pädagogischer Gedanken. Wir werden dafür sorgen, daß die Strophe wiederhergestellt wird, und hoffen, daß wir uns dann wieder des Wohlwollens der westfälischen Frauen und Jungfrauen erfreuen werden. (Heiterkeit.)

Die böse Schwiegermutter

Zunächst wollen wir den Begriff „Schwiegermutter" an sich umreißen und klarlegen, was man sich eigentlich darunter vorstellt. Je nun — eine ältere, mit einer oder mehreren Töchtern gesegnete Dame, die mit erstaunlicher Findigkeit dafür sorgt, daß aus dem Anbeter ein Bewerber und aus dem vielleicht noch nicht ganz fest Entschlossenen ein — so heißt es in einer Betrachtung über dieses Kapitel in der Rubrik „Frau und Heim" der Zeitschrift „Die Räder" Berlin W. 57 — unwiderruflich Gebundener wird. Und die dann, wenn am Standesamt das entscheidende „Ja" gesprochen, als